

ERICH KÖHLER

Antrittsrede in der Heidelberger Akademie der
Wissenschaften

2. Antrittsrede von Herrn Erich KÖHLER

Herr Präsident! Meine Herren!

Nicht alles, was wiederholt werden muß, wird banal, sonst wäre die Wahrheit selber betroffen. Dessen eingedenk vermag ich, wie andere vor mir, ohne Scheu von der hohen Ehre zu sprechen, die Sie mir durch die Aufnahme in die Akademie erwiesen haben, und von der Dankbarkeit, die ich empfinde.

Für einen Literaturhistoriker wäre es nicht ohne Reiz, die Antrittsreden der Akademiemitglieder als eine literarische Gattung zu verstehen und zu analysieren, liegt hier doch der seltene Fall vor, daß in aller Klarheit erkennbar ist, was die formgeschichtliche Schule der neueren Theologie den „Sitz im Leben“ nennt, der Entstehung, Inhalt und Form einer Gattung bestimmt.

Ich kann der Versuchung nicht nachgeben, denn das Gesetz einer Gattung lautet, daß sie erfüllt, nicht daß sie kritisch durchleuchtet werde. Und irgendwo ist dann, vorzüglich am Anfang, nach von rhetorischer Tradition

sanktioniertem „ordo artificialis“, vom persönlichen Werdegang zu sprechen.

Ich wurde 1924 in Langenau (Württ.) geboren. Die Philologie wurde mir nicht an der Wiege gesungen. In meinem Elternhause gab es keine Bibliothek. Gründe für den Entschluß des Abiturienten, Romanistik zu studieren, sind mir bis heute unerfindlich. Noch immer tut sich die etwas schwerfällige Zunge von der Ulmer Alb nicht leicht, den Wohlklang der romanischen Sprachen angemessen zu produzieren. Verständlicher ist mir, weshalb es schließlich vor allem die französische Literatur war, die den Vorzug erhielt, auch vor der zeitweise konkurrierenden Germanistik: es war ihr im Laufe der Geschichte immer wieder unter Beweis gestellter Modellcharakter – Modellcharakter in dem mehrfachen Sinne der Priorität, der Schaffung und Ausstrahlung einer Vielfalt von literarischen Formen und Stilen, des Bewußtseins von der Verantwortung des Schriftstellers vor der Gesellschaft, und schließlich der Literatur selbst als Medium, durch welches der Geist seinen Anspruch in die Öffentlichkeit trägt.

Unter diesem Aspekt der in jeder historischen Phase mündigsten Literatur erscheint mir die Wahl des Faches nicht als eine zufällige. Ich stamme aus einer Bevölkerungsschicht, die geschichtslos, weil stets nur Objekt, und niemals Subjekt der Geschichte, war. Der Schock des Kriegs bewirkte gewaltsam die Konfrontation mit der Geschichte. Als Achtzehnjähriger durch eine schwere Verwundung dem Schicksal, das den Namen Stalingrad trägt, gerade noch entronnen, hatte ich im Lazarett zwei Jahre Zeit, nachzudenken.

Im Rückblick erscheinen die materiell so schweren Jahre des Studiums in Leipzig unmittelbar nach dem Krieg, des Studiums der Generation des Jahres Null, in fast verklärtem Licht. Der von dreimal wöchentlich absolvierter Tanzmusik übermüdete Neuling nahm begierig die subtile Philosophie GADAMERS und die beredte Pädagogik LITTS auf, die schwelgerischen Goethe-Deutungen H. A. KORFFS, die Minnesang- und Epikvorlesungen FRINGS'. Er hörte französische und italienische Literatur in heilsam-nüchterner Art bei E. VON JAN, und er nahm unerschrocken die selbst bei Bettlägrigkeit gefährlichen Temperamentsausbrüche Philipp August BECKERS auf sich, des letzten Vertreters einer schon legendär gewordenen Gelehrten-generation. BECKER hat nicht nur mein bleibendes Interesse für das Mittelalter geweckt und meine Dissertation über eine Gattung der Troubadourdichtung angeregt, sondern auch mein erstes literarisches Produkt: ihm habe ich, in glühendem Neophyteneifer, zu seinem 84. – und letzten – Geburtstag eine altprovenzalische Kanzone gedichtet, die zwar nicht troubadoresker metrischer Artistik, wohl aber vollständig der Poesie ermangelt. Ihre Erwähnung an dieser Stelle soll die Verehrung für den Adressaten, und nicht den damals freilich auch vorhandenen Stolz des Dilettanten bekunden.

Inzwischen – 1948 – hatte die Universität Leipzig ihr Gesicht verändert. Die Phase des Enthusiasmus wich derjenigen der Vernunft, und dies in mehrfacher Hinsicht. Zugleich mit der letzten Arbeit an meiner Dissertation bereitete ich eine zweisprachige Ausgabe von D'Alemberts „Einleitung in die Enzyklopädie“ vor. Der durch die Verhältnisse veranlaßten spontanen Auseinandersetzung mit dem Marxismus und mit der politischen Doktrin, die sich auf ihn berief, folgte unmittelbar die wissenschaftlich-methodologische. Erstere endete mit meinem Weggang aus Leipzig, letztere ist bis heute nicht abgeschlossen. Von den Lehrern meiner späteren Leipziger Semester verdanke ich Wesentliches Ernst BLOCH, Entscheidendes Werner KRAUSS. Der Lehrer und Betreuer meiner Hamburger Assistenten- und Privatdozentenjahre, Hellmuth PETRICONI, ließ den ihm bis dahin gänzlich unbekanntem Schützling in nobler Duldung Wege gehen, die seinen eigenen so fern zu liegen schienen. Unversehens wurde ich eines Tages gewahr, wie stark sein unaufdringlich praktizierter Grundsatz auf mich gewirkt hat, daß was in der Naturwissenschaft das Experiment, in der Literaturwissenschaft der Vergleich sei. Hatte Werner KRAUSS mich eine historisch-dialektische Literatursoziologie gelehrt, der die Mehrzahl meiner Arbeiten, einschließlich der Dissertation und der Habilitationsschrift über die frühe Artus- und Graldichtung, zutiefst verpflichtet ist, so hat Petriconis Motiv- und Themenforschung mir ein weiteres Feld erschlossen und das Spektrum der literatursoziologischen Fragestellungen bereichert. Meine Aufsätze über den „villano“ in der frühen spanischen Literatur, über Diderots „Jacques le Fataliste“, beides zugleich Vorstudien zu einer Literaturgeschichte des spannungsreichen Themas „Herr und Knecht“, insbesondere aber Untersuchungen über die Wandlungen der unvergänglichen Wunschbilder Goldenes Zeitalter und Arkadien wären ohne jene methodologische Synthese nicht denkbar, die sich bereits in meinem Buch über Madame de Lafayettes Roman „La Princesse de Clèves“ (1959) ankündigte.

Doch die akademischen Lehrer, obgleich den Wegweisend, bleiben selten die einzigen, denen man folgt. Lassen Sie mich zur Verdeutlichung die bisherige Arbeit retrospektiv der Beleuchtung durch einige Leitsätze aussetzen, die für mich stets von großem Gewicht waren. Die hierbei beschworenen Gewährsleute sind Kant, Marx, Aristoteles und Hegel – Philosophen also, und gewiß nicht von ungefähr, obwohl philosophische Ausbildung mir nur auf Nebenfachniveau bescheinigt worden ist.

Kants berühmte Definition der Aufklärung als des „Ausgangs des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“ war für mich niemals bloß die Feststellung eines abgeschlossenen geistesgeschichtlichen Vorgangs, sondern stets die Benennung eines noch längst nicht voll eingelösten Versprechens und eines verpflichtenden Erbes. Diese Auffassung hat Konsequenzen für Lehre und Forschung, die das Vermächtnis der Aufklärung nur zu übernehmen vermögen, indem sie kritisch verstehend, unablässig

dem Vorurteil und dem fatalen Geltungsanspruch der sogenannten „ewigen Werte“ den Prozeß machen und zugleich aussondern und bewahren, was jene, der „List der Vernunft“ untertan, an Erkenntnis zutage fördern halfen. Seit die Ideologie einer bestimmten gesellschaftsgeschichtlichen Konstellation die Entdeckung der Toleranz als einer der menschenwürdigsten Qualitäten ermöglicht hat, gibt es für Intoleranz zwar noch eine Erklärung, aber keine Entschuldigung mehr.

Sind so gewonnene Wertungskriterien auch *ästhetisch* relevant? Ist nicht aus innerer Notwendigkeit auch *künstlerische* minderrangig, was die einmal entdeckte Wahrheit verleugnet? Die Ästhetik ist – diese Auffassung hat sich mir mehr und mehr verdichtet – nicht nur eine philosophische und kunstwissenschaftliche, sondern auch eine essentiell historische Disziplin.

Karl MARX hat in seiner „Kritik der politischen Ökonomie“ eine Frage gestellt, die nicht bloß die marxistische Literaturwissenschaft beunruhigen sollte: „Ist Achilles möglich mit Pulver und Blei? Oder überhaupt die Iliade mit der Druckerpresse oder gar Druckmaschine?“ Und weiter: „Aber die Schwierigkeit liegt nicht darin zu verstehen, daß griechische Kunst und Epos an gewisse gesellschaftliche Erscheinungsformen geknüpft sind. Die Schwierigkeit ist, daß sie für uns noch Kunstgenuß gewähren und in gewisser Beziehung als Norm und unerreichbare Muster gelten“. Weshalb ist also, so ist mit Lukàcs weiter zu fragen, das Kunstwerk stets reicher als die geschichtlichen Bedingungen seiner Entstehung? Die Antwort, die Idealismus und Positivismus geben, können uns nicht mehr befriedigen, weil sie jene Bedingungen entweder ignorieren oder biographisch verengen. Wir greifen zurück auf Aristoteles. An der Gültigkeit seiner Kategorien des Möglichen, des Wahrscheinlichen und des Notwendigen festzuhalten hat nur Sinn, wenn man sie auf jeden Einzelfall hin geschichtlich relativiert. Daß das Kunstwerk reicher ist als die von der jeweiligen Wirklichkeit gegebenen Elemente einschließlich der Impulse für seine Entstehung, daß es daher, mit Marx zu sprechen, auch „für uns noch Kunstgenuß gewährt“, erklärt sich bei einem strukturalistischen Verständnis der aristotelischen Bestimmung, nach der das Ganze stets mehr ist als die Summe seiner Teile. Im komplexen Konvergieren der von der Wirklichkeit gestifteten Elemente und ihrer Funktionen ist, wie mir scheint, jene Formkraft zu suchen, welche die Summe ins Ganze verwandelt. Jedenfalls ist mir die historisch-literatursoziologische Methode, ohne daß sie ihren Anspruch aufzugeben gehabt hätte, früh gleichsam unter der Hand zu einer zugleich strukturalistischen geraten.

Nur eine entschieden historische Perspektive vermag die Dialektik von Form und Inhalt zu ermitteln, weil nur richtige Erfassung des *Wesens* der geschichtlichen Umwelt und die Übersetzung von dessen Sinnbezügen in den Strukturzusammenhang des Werks dieses zum „Ganzen“ des Kunstwerks werden läßt. Diesen letzteren Vorgang innerhalb der Grenzen der

geschichtlich gebotenen Möglichkeiten optimal zu bewirken, ist die spezifische Freiheit des schöpferischen Menschen. Rechtes Verstehen von HEGELS Ausspruch, daß es die Individuen seien, „die dem Weltgeist die Kastanien aus dem Feuer holen“, schützt sowohl vor dem Abgleiten in einen vulgär-materialistischen Determinismus wie gegen die idealistische Abdankung vor dem konkret-geschichtlichen Wesen der literarischen Phänomene.

Überlegungen solcher Art bewirkten immer wieder die Rückkehr zu den Anfängen, zu den Geburtsstunden von Gattungen, Stilen und Formen, und das heißt für den Neuphilologen vor allem: ins Mittelalter. Seit fast zwanzig Jahren umkreise ich, neue Zugänge suchend, das „klassische“ Problem der Entstehung des Minnesangs und des höfischen Menschenbilds, in Einzelstudien, die so hoffe ich, sich eines Tages zum Gesamtbild runden werden. Im gleichen Zusammenhang zu sehen ist der demnächst ins sichtbare Stadium der Verwirklichung tretende, zusammen mit H. R. JAUSS entworfene Plan, einen nach dem Prinzip der Gattungsgenese und -Entfaltung organisierten „Grundriß der romanischen Literaturen des Mittelalters“ in 13 Bänden zu erstellen.

Die Forschung wird kurzatmig im hektischen Lehrbetrieb eines Massenfachs, und es will mir Angst werden angesichts dessen, was noch zu tun ist. Aber gerade darin weiß ich mich mit Ihnen allen tröstlich einig.